

Helmut-M.-Braem-Übersetzerpreis 2020

Laudatio auf Miriam Mandelkow

Tobias Rüther

Als sie jung war, hat Miriam Mandelkow vor einiger Zeit in einem Radio-Interview gesagt, habe sie „das Deutsche gehasst.“ Sie fand es „feindselig und schroff und unpersönlich“. Und dann erzählte sie noch, wie sie, als Studentin in den Vereinigten Staaten, immer mit ihrer Mutter in Deutschland telefoniert habe, auf Englisch. Und die Mutter sie hin und wieder im Ton ermahnte, im strengsten Oxford-Akzent, weil die Tochter halt so kopfüber in die amerikanische Kultur eingetaucht war, dass man das halt auch daran merkte, wie Miriam jetzt redete. Nicht mehr wie Oxford, sondern wie Bloomington, Indiana. Wie eine Amerikanerin, mittendrin.

Das Deutsche aber, dagegen: feindselig und schroff und unpersönlich. Miriam Mandelkows Mutter war mit ihrer Familie vor den Nazis nach London emigriert. Nach dem Krieg siedelten sie dann wieder auf den Kontinent zurück, später nach Amsterdam. Wo Miriam Mandelkow geboren wurde. Die erste Sprache, die sie sprach, und zu der dann im Laufe der Jahre noch einige andere kommen sollten - Sprachen, Dialekte, Stile -, diese erste Sprache aber war: Niederländisch. Als Miriam sechs Jahre alt war, zog die Familie nach Hamburg weiter, das war 1970. Und ab dann war Deutsch angesagt. Eine Sprache, die Miriam Mandelkow also lange gehasst hatte, die ihr, so erklärte sie es in jenem Radio-Interview, „wie eine tote Ratte im Mund“ lag.

Und wenn man Miriam Mandelkow bei diesem Interview zuhört, wie sie von ihrer ersten Begegnung mit den Texten von James Baldwin erzählt, in der Schule, wo sie dessen Kurzgeschichte „Sonny’s Blues“ lasen, links der Text, rechts das Vokabular, und wie die Melodien Baldwins in der jungen Miriam die Sehnsucht nach Amerika weckten: Dann freut man sich mit ihr nicht nur über diesen Preis, heute abend, sondern auch darüber, wie sich für die Preisträgerin hier ein Kreis schließt. Biografisch, beruflich. Noch schließt er sich nicht ganz, dieser Kreis, noch sind da ein paar Bücher offen. Aber es ist nah dran.

Heute abend zeichnen wir also Miriam Mandelkow mit dem Helmut-M.-Braem-Preis für ihre Übersetzungen von James Baldwins „Go Tell it on the Mountain“ aus dem amerikanischen Englisch aus, genauer: aus dem Baldwin-Englisch. Denn das ist nicht identisch. Baldwins

spezieller Sound speist sich aus der Bibel seiner Kindheit, aus dem Slang der Straßen von Harlem, dann aber wieder aus den angelesenen Manierismen eines Henry James, des Amerikaners in Paris, der so viele Epigonen nach sich gezogen hat. Baldwins Englisch ist ein Kunstenglisch, aus dem genauso der Wunsch nach Anverwandlung des Anderen zu hören ist wie der bohrende, wütende Drang, dazuzugehören, wahr und wahrhaftig aus der eigenen, bitteren Lebenserfahrung zu erzählen: Baldwin ist nah am Asphalt, tief in den Psalmen und zugleich mit dem Kopf in Höhen literarischer Präention. Der Baldwin aus „Giovannis Zimmer“ und der aus „Beale Street Blues“ - das sind zwar enge Verwandte. Aber der eine stellt sich mit seiner Pariser Liebesgeschichte eher in die langwierige Tradition der Amerikaner in Frankreich, die dann meinetwegen von Henry James über James Salter bis zu Richard Ford reicht - der andere aber ist der Begründer einer Tradition schwarzen amerikanischen Erzählens im 20. Jahrhundert, die eigentlich mit ihm erst so richtig beginnt. Eine Tradition, der sich Miriam Mandelkow gewidmet hat und die sie einem deutschsprachigen Publikum nah bringt. Und das, indem sie nicht nur Baldwin übersetzt, sondern auch Ta-Nehisi Coates, geboren 1975, der dort weiterschreibt, wo Baldwin aufgehört hat. Und es wirkt, als sei keine Minute vergangen, und das ist wirklich keine gute Nachricht.

In James Baldwins vielstimmigen, stilisierten Ton hat sich Miriam Mandelkow eingefühlt. Eingegrooved, muss man wohl besser sagen, denn vermutlich wird sie sich auch wieder hineingesteppt haben in den Text. Aber vor allem hat Miriam Mandelkow sich in ihn hineingedacht: Baldwin zu übersetzen heißt, wie Baldwin denken zu lernen. Wie groß die intellektuelle Leistung einer Übertragung wie der von „Go tell it on the Mountain“ ist, lässt sich gerade am Umgang mit dem N-Wort in den Varianten erkennen, wie Baldwin sie nutzt.

Indem sie es hin und wieder auch stehen lässt, weicht Miriam Mandelkow in ihrem Baldwin-Übersetzungsprojekt den Debatten um die Tilgung dieses Ausdrucks aus historischen Texten nicht etwa aus. Sie hat das N-Wort mit seinen vielen historischen und politischen Nuancen für ihren deutschen Text vielmehr übersetzend verdichtet. Und spricht dort, wo Baldwin das N-Wort hinschreibt, von „schwarz“. Das ist kein Kompromiss, das ist auch kein Deut weniger politisch: Das Deutsche kennt halt keine Entsprechung zum N-Wort, wie es Baldwin so vielseitig benutzt, das deutsche N-Wort wiederum hat andere Traditionen und nur einen Zweck: Abwertung.

Dafür sind die politischen Implikationen von „Schwarz“ - die Emanzipationsgeschichte, die in diesem Begriff eingelagert ist, der Stolz wie die rassistische Diffamierung - inzwischen auch auf Deutsch etabliert. Und so schwingt, in dieser diffizilen, verdichtenden Übersetzung Mandelkows, die beim Lesen ein engagiertes Mitdenken verlangt, so gut es eben geht mit, was sich im amerikanischen Englisch inzwischen von selbst versteht. Aber, wie gesagt: Manchmal übernimmt Miriam Mandelkow trotzdem den Begriff im Original. Da steht dann, etwa in ihrer Übersetzung von „The Fire Next Time“, unter lauter deutschen Worten auch das amerikanische Wort mit N. Weil es notwendig ist, um den Begriffswandel und den Wandel der Zeiten zu markieren. *It's complicated*. Oder, wie unsere Preisträgerin nicht müde wird zu betonen: „Beim Übersetzen gibt es keine Lösungen, nur Entscheidungen.“

Wir zeichnen Miriam Mandelkow also aus für ihre Übertragung von Baldwins Debütroman „Von dieser Welt“ - und zugleich für ihre anderen Übersetzungen aus dem brennend aktuellen Werk dieses amerikanischen Klassikers, die seit einiger Zeit bei dtv erscheinen. Wir haben Miriam Mandelkow dafür ausgezeichnet, wie sie, so steht es in der Begründung, „Baldwins einzigartigen Sound zwischen Bibel und Slang (...) mit sicherem rhythmischem und stilistischem Gespür in unsere Gegenwart transportiert, ohne den Text unangemessen zu aktualisieren.“ Und vielleicht ist das jetzt der richtige Augenblick, um daran zu erinnern, dass wir Miriam Mandelkow damit für ihr deutsches Sprachgefühl preisen. Man könnte ja denken, dass Übersetzerinnen und Übersetzer aus dem Englischen, Italienischen oder Spanischen deswegen ihren Beruf ergriffen haben, weil sie so gut Englisch, Italienisch oder Spanisch können. Es stimmt, aber es ist trotzdem nicht mal die halbe Wahrheit.

Denn es reicht ja nicht. Am Ende steht da ja immer ein Text aus deutschen Wörtern, auch wenn sie aus einer Welt erzählen, die nicht aus Deutsch geformt ist, die nicht in deutschen Wörtern und Worten zuhause ist, sondern nur: zu Gast. Oder sind wir, als deutschsprachiges Publikum, zu Gast in dieser Welt? Wer kommt da eigentlich bei wem unter, in einer Übersetzung?

Es ist wirklich vertrackt. Zum Glück muss ich das heute abend nicht klären, ich stehe nur hier, um Miriam Mandelkow mit Lob zu überschütten, was mir erstens großen Spaß macht und es mir zweitens erleichtert, über dieses Wechselverhältnis zwischen Original und Übersetzung zu sprechen. Diesen Transport einer Kultur in die andere. Weil ich es am Beispiel Miriam Mandelkows tun kann. Ich glaube nämlich, dass wir es bei Miriam

Mandelkow um einen Fall von enormer Neugierde handelt - und einem sich aus dieser Neugierde ergebenden enormen Mitteilungsdrang.

Neugierde auf eine Welt, die in Bücher aufgehoben ist und beschworen wird, und Mitteilungsdrang, aus der einen Welt in die andere zu berichten. Ich glaube, dass wir es bei Miriam Mandelkow nicht nur mit einer herausragenden Übersetzerin zu tun haben, sondern vor allem mit einer Art von Auslandskorrespondentin. Meistens berichtet sie aus den Vereinigten Staaten, aber nicht nur von dort. Miriam Mandelkow transportiert nämlich nicht nur irgendwelche Texte aus einer Kultur in eine andere. Es sind, gerade in den vergangenen Jahren, vor allem Bücher von Autorinnen und Autoren gewesen, die entweder in einem Spannungsverhältnis zum literarischen Mainstream stehen oder ihn gerade erobern. Die repräsentative Texte zu sozialen Dynamiken geschrieben haben oder sie überhaupt erst diagnostizieren. Miriam Mandelkow spielt eine zentrale Rolle bei dem Projekt, auch jenen englischsprachigen Literaturen auf Deutsch eine Stimme zu geben, die bislang marginalisiert waren - in dieser Bewusstseinsindustrie, die wir den „Westen“ nennen. Dazu gehört die Stimme der unglaublichen NoViolet Bulawayo aus Simbabwe genauso wie die von Samuel Selvon aus Trinidad.

Das ist das eine. Das andere ist ihr Einsatz für jene literarischen Stimmen, die, wie eben Baldwin oder Coates, soziale und psychische Konflikte ihrer rassistischen amerikanischen Gesellschaft zur Sprache bringen. Und dabei immer auch mit der eigenen Rolle hadern, weil sie immer selbst Repräsentanten bleiben, Übersetzer. Ob sie es wollen oder nicht. Und Ta-Nehisi Coates will es nicht. Dass sich James Baldwin so brandaktuell liest, obwohl seine entscheidenden Bücher fünfzig Jahre alt sind, liegt natürlich am Genie Baldwins, aber genauso an seinem Publikum. Seinem weißen Publikum. Man könnte das alles schon so lange wissen. Es steht schon so lange da.

Als Miriam Mandelkow „Sonny’s Blues“ im Englischunterricht las und der amerikanischen Sprache verfiel, war James Baldwin noch am Leben, aber längst nach Europa ausgewandert - während Miriam Deutschland Richtung Amerika verließ. Auf zwei Jahre, die aber, so klingt es, alles veränderten. Der Hass auf die deutsche Sprache, den sie damals noch spürte, hat sich dann irgendwann gelegt, die tote Ratte war aus dem Hals verschwunden. Man kann, sagt Miriam Mandelkow heute, nicht als Übersetzerin arbeiten, wenn man das Deutsche nicht liebt. Und im Deutschen ein Zuhause hat. Wenn man so will, ist ihr Bild vom Deutschen als einer toten Ratte im Hals ja nur ein Beleg dafür, dass sich

Miriam Mandelkow dann nicht nur irgendwie mit diesem Deutschen arrangiert hat, sondern auch frei mit ihm spielt und formt.

Das Eigenartige ist ja, dass man gerade an Übersetzungen spüren kann, wie eckig, grau und starr das Deutsche sein kann. Umso stärker, wenn man hinter der Übersetzung den süßen Sound des Originals zu hören glaubt. Aber schon auf den ersten Seiten jener Übersetzung, die wir heute vor allem auszeichnen, in der berühmten Szene, mit der Baldwins autobiographisches Debüt beginnt, und in der wir den jungen John in den Gottesdienst seiner Kirche an der Lenox Avenue begleiten, reißt einen die weiche Melodie mit, die Miriam Mandelkow hier auf deutsch anstimmt: Sie wiegt einen in der Gewissheit einer starken Prosa.

„Sie sangen mit all ihrer Kraft und klatschten dazu vor Freude“, heißt es da, „es hatte nie eine Zeit gegeben, in der John beim Anblick der jubelnden Gläubigen nicht von Schrecken erfüllt gewesen wäre und von Staunen“, und dieser Ton trägt das Buch, und trägt selbst seine vielen witzigen Szenen, in denen sich die Figuren gegenseitig in feinstem Biblisch die Tasche volllügen.

In diesem Debüt formt der hohe Ton der Schrift die Weltwahrnehmung der Figuren; in „Beale Street Blues“ sind wir so nah an der Straße, dass wir riechen können, wie der Regen das Pflaster kühlt; in „Nach der Flut das Feuer“ fährt einem der kalt-analytische Stil Baldwins direkt ins Mark, „es ist absolut nicht hinnehmbar, dass ich im politischen Geschehen meines Landes keine Stimme haben soll“, sagt er, „ich gehöre zu den ersten Amerikanern, die an diesen Küsten landeten“; in „Giovannis Zimmer“ schließlich sprenkeln französische Halbsätze diese hadernde, männliche Coming-of-Age-Prosa: Und egal wo, in jeder Zeile dieser Übersetzungen spürt man, dass Miriam Mandelkow auf der Höhe des Textes ist. Dass sie weiß, was sie tut. Wer spricht. Von wo, zu wem. Und wann.

Und man weiß, dass sie - die Auslandskorrespondentin unter den Übersetzerinnen und Übersetzern - aber auch auf der Höhe des Diskurses ist. Ein Diskurs, auf den sie andere allerdings erst bringen muss, mit ihren Übersetzungen.

„Von dieser Welt“, heißt ihre Titelfassung von „Go Tell it on the Mountain“. „Von dieser Welt“: Sie hat damit den Gospel nicht etwa säkularisiert - sondern Baldwins Buch ins Gespräch gebracht mit einem anderen Buch, das sechzig Jahre später erschienen ist, Ta-Nehisi

Coates' „Zwischen mir und der Welt“. Das Psychogramm eines schwarzen männlichen Lebens im heutigen Amerika. Kein Zufall: Auch dieses Buch hat Miriam Mandelkow im Jahr 2016 übersetzt. Auch dieses Buch ist ohne James Baldwin nicht denkbar, es schreibt ihn in voller Absicht fort. Denn die Welt ist immer noch die gleiche. Und jetzt weiß auch Baldwins sechzig Jahre alter Debütroman davon.

Es ist diese Geistesgegenwart, die Miriam Mandelkow als Übersetzerin so stark macht. Diese Geistesgegenwart steckt nicht nur in den einordnenden Fußnoten und Kommentaren, sondern auch in einem Titel, der einen Zusammenhang herstellt, über die Zeiten. „Beim Übersetzen gibt es keine Lösungen, nur Entscheidungen,“ sagt Miriam Mandelkow. Und diese Entscheidungen stellen Zusammenhänge her. Historisch. Ästhetisch. Sprachlich. Intellektuell.

Das kann man von dieser Übersetzerin lernen. Und mehr kann man kaum von Übersetzungen verlangen. Ich gratuliere von Herzen zum Helmut-M.-Braem-Preis 2020, und freue mich - mit Miriam Mandelkow.